

Geschichte der deutschen Sprache: ein Abriss

von Jochen A. Bär

Sprache ist in der Realität immer nur in Form konkreter Sprechakte einzelner Sprecher greifbar; ein Sprachsystem ist dagegen immer ein wissenschaftliches Konstrukt, eine idealtypische Reduktion, die durch Abstraktion von den einzelnen Sprach- bzw. Sprechereignissen hervorgebracht wird.

Jede Sprache ist eine komplexe Interaktionsform einer bestimmten Gruppe von Menschen (der Sprachgemeinschaft), erfüllt verschiedene Funktionen (z. B. Verständigung, Manipulation, Darstellung von Gegenständen und Sachverhalten, kognitive Erfassung und Gliederung der Welt) und ändert sich mit wechselnden Aufgaben und Anforderungen. Als Gesamtheit von Sprechakten existiert sie überhaupt nur im permanenten Wandel – eine Tatsache, mit der sich jede Beschäftigung mit Sprache auseinanderzusetzen hat.

Die Geschichte einer Sprache wird hier betrachtet als eine Gesamtheit von letztlich immer zufälligen, nicht zielgerichteten konkreten Veränderungen in der Art und Weise, wie sie gesprochen und geschrieben wird. Jede konkrete Sprachverwendung, jeder einzelne Sprech- oder Schreibakt kann auf einer oder mehreren der folgenden Ebenen vom bislang Sprachüblichen partiell (d. h. im Rahmen des noch Verständlichen) abweichen: auf der Ebene der Laute bzw. ihrer graphischen Umsetzung, auf der Ebene der Morpheme (der bei Wortbildung und Flexion funktionalen Wortbestandteile, z. B. Ableitungs- und Kasusendungen), auf Wort-, Satz- und Textebene. Findet die Abweichung Nachahmer und setzt sie sich in der Sprachgemeinschaft durch, so wird Sprachwandel konstatierbar. In den wenigsten Fällen ist er im historiographischen Nachvollzug allerdings auf seinen konkreten Ursprung zurückzuverfolgen, so dass Kausalaussagen in der Sprachgeschichtsschreibung selten möglich sind. In der Regel kann nur das gemeinsame Vorliegen verschiedener historischer Fakten konstatiert, ursächliche Zusammenhänge können lediglich vermutet werden.

Sprachgeschichtsschreibung bedeutet, aus der chaotischen Vielfalt von sprachhistorischen Daten und Fakten einige als relevant erachtete herauszugreifen, sie nach bestimmten Kriterien erzählend zu ordnen und einem antizipierten Publikum mit bestimmten Intentionen zu präsentieren. Veränderungen können diachronisch (längs der Zeitachse) immer nur festgestellt werden, indem zwei Zustände zu zwei unterschiedlichen Zeitpunkten miteinander in Zusammenhang gebracht werden.

Die Frage ist, wie man dies tut: ob man lediglich konstatiert, dass Sprachwandel stattgefunden hat, oder ob man versucht, ihn (re)konstruierend nachzuvollziehen. Eine rein oder vorwiegend auf sprachliche Strukturen beschränkte Historiographie vermag nur in synchronischem Zugriff bestimmte Zustände des Systems aufzuweisen und unverbunden nebeneinander zu stellen. Ein diachronischer Aspekt im engeren Sinne wird erst in dem Augenblick möglich, in dem Sprache als Sprechen aufgefasst wird, d. h. nicht als abstraktes System, sondern als Gesamtheit konkreter Handlungen. In diesem Fall werden nicht isolierte Zustände miteinander verglichen, sondern es geht darum, sie als in Prozesse eingebunden zu sehen.

Hieraus folgt für eine konsequent betriebene Sprachgeschichtsschreibung, nicht nur sprachliche Handlungen in den Blick zu nehmen, sondern auch ihre historischen Rahmenbedingungen, vor deren Hintergrund sie allein verständlich und deutbar werden.

Vorgeschichte

Das Deutsche gehört zur Familie der indoeuropäischen Sprachen. Es ist daher verwandt u. a. mit dem Indischen, dem Iranischen, dem Griechischen, den slawischen und baltischen Sprachen, dem Lateinischen einschließlich der von diesem abgeleiteten romanischen Sprachen (u. a. Rumänisch, Italienisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch) sowie mit dem Keltischen; innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie gehört das Deutsche zusammen mit dem Englischen, dem Friesischen, dem Niederländischen, den skandinavischen Sprachen (außer Finnisch) und dem heute ausgestorbenen Gotischen zum Zweig der germanischen Sprachen. Diese unterscheiden sich von den anderen indoeuropäischen Sprachen durch eine Veränderung der Verschlusslaute, die wohl im ersten vorchristlichen Jahrtausend stattgefunden hat: die so genannte erste oder germanische Lautverschiebung (vgl. z. B. lat. *pater*, ital. *padre* vs. engl. *father*, dt. *Vater*; grch. *karpos* ›Frucht, Erntex‹, lat. *carpere* ›ernten, pflücken‹ vs. engl. *harvest* ›Erntex‹, dt. *Herbst* ›Erntezeit‹). Das Hochdeutsche im Unterschied zu den übrigen germanischen Sprachen und Dialekten (auch zum Niederdeutschen) bildete sich durch die so genannte zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung heraus, die gegen Ende der Völkerwanderungszeit, wahrscheinlich zwischen dem fünften und dem achten nachchristlichen Jahrhundert stattfand und noch einmal das Konsonantensystem veränderte (vgl. z. B. engl. *to* vs. hochdt. *zu*; engl. *apple* vs. hochdt. *Apfel*; niederdt. *dat* vs. hochdt. *das*, niederdt. *maken* vs. hochdt. *machen*).

'Das' Hochdeutsche, das durch die zweite Lautverschiebung entsteht, darf man sich indessen keineswegs als einheitliche Sprache vorstellen. Es ist vielmehr die in sich durchaus inhomogene Gesamtheit einer Reihe von Dialekten, die im Übrigen auch nicht Resultat der Aufspaltung einer ursprünglichen Einheit sind, sondern von Anfang an eigenständige, wenngleich eng verwandte Sprachen germanischer Stämme waren, die als solche vom Lautwandel betroffen wurden.

Die zweite Lautverschiebung änderte nicht nur nichts an der prinzipiellen Verschiedenheit der Mundarten, im Gegenteil, sie verfestigte sie. Geographisch gesehen breitete sie sich, ausgehend von den am weitesten südlich angesiedelten westgermanischen Stämmen, den Alemannen, Baiern und Langobarden, nach Norden hin aus, wobei ihre Auswirkungen jedoch immer geringer wurden. Dadurch kommt die bis heute im Wesentlichen erhalten gebliebene Gliederung der deutschen Dialektlandschaft zu Stande: Nur in den am weitesten südlich gesprochenen, den oberdeutschen Mundarten wurde die zweite Lautverschiebung vollständig durchgeführt; zum Mitteldeutschen hin wurde sie schrittweise immer unvollständiger übernommen, sodass in den einzelnen Gebieten unterschiedliche Konsonantensysteme anzutreffen sind. Während man im Alemannischen *Apfel* und *das* sagt, heißt es im Kurpfälzischen *Apfel* und *das*, im Rheinland hingegen *Apfel* und *dat*.

Die Frage, wie es zur Ausbreitung der zweiten Lautverschiebung von Süden nach Norden bei gleichzeitiger Abschwächung kam, ist nicht mit Sicherheit zu beantworten. Mutmaßen könnte man, dass zwei Faktoren eine Rolle gespielt haben: Zum einen existierte prinzipiell ein kulturelles Übergewicht des Südens über den Norden, das sich aus der jahrhundertelangen römischen Kolonialisierung und Besiedelung herleitet. Durch sie standen die südlichen Stämme unter dem Einfluss des Mittelmeerraums und konnten für die nördlicheren kulturelle Vermittler- und Vorbildfunktion übernehmen. Dass sie ihnen auch sprachlich als Vorbilder, als besser Sprechende galten, ist im Mittelalter immer wieder bezeugt. Demgegenüber ist jedoch nicht nur die große räumliche Distanz zu berücksichtigen, durch welche die Ausbreitung des Lautwandels abgeschwächt worden sein dürfte, sondern auch die kulturelle Bedeutung, die den mittleren Stämmen, vor allem den Franken, in den Jahrhunderten der zweiten Lautverschiebung zukommt und die einer Vorbildfunktion südlicher Dialekte entgegengewirkt haben dürfte. Die Franken hatten es aufgrund ihrer politischen Vormachtstellung nicht nötig, sich durch gezielte Nachahmung anderer Mundarten sprachlich aufzuwerten.

Historische Gliederung des Deutschen

Die Periodisierung der Geschichte einer Sprache ist nichts objektiv Vorgegebenes; vielmehr muss jeder Sprachhistoriker entscheiden und darüber Aufschluss geben (zumindest sich selbst), nach welchen Kriterien er die zeitliche Abfolge unterteilt. Es gibt prinzipiell zwei Möglichkeiten: Einerseits können sprachinterne Aspekte wie Laut- und Formenwandel, Wortschatz- und Syntaxentwicklung herangezogen werden, andererseits ist es möglich, sich an sprachexterne Aspekte zu halten und die Relevanz kulturhistorischer Fakten, Phänomene und Prozesse für die Sprachgeschichte zu betonen. Zu nennen wären beispielsweise: die Kulturpolitik Karls des Großen und die Rolle der Klöster als Zentren der schriftlichen Überlieferung, die Entstehung des Rittertums, die deutsche Ostkolonisation, der Aufstieg der Städte, die Erfindung des Papiers und des Buchdrucks mit beweglichen Lettern, die Reformation und der Dreißigjährige Krieg, die Weimarer Klassik und die Reichsgründung von 1871, schließlich das Ende des 2. Weltkrieges.

An Eckdaten mangelt es nicht, und die Gliederungsmöglichkeiten sind entsprechend vielfältig, zumal in der Regel sprachinterne und sprachexterne Kriterien kombiniert werden. Gleichwohl haben einige Periodisierungsvorschläge in der Forschung eine breitere Anhängerschaft gefunden als andere. So galt beispielsweise lange Zeit der Ansatz Jacob Grimms als Konsens, der drei Epochen der deutschen Sprachgeschichte – Althochdeutsch (600 bis 1100), Mittelhochdeutsch (1100 bis 1450) und Neuhochdeutsch (seit 1450) – postulierte (so 1854 im Vorwort zum *Deutschen Wörterbuch*). Für die Frühzeit orientierte sich Grimm hauptsächlich an lauthistorischen Phänomenen. Als Beginn des Althochdeutschen nahm er die zweite Lautverschiebung an; den Übergang zum Mittelhochdeutschen markierte für ihn unter anderem die Abschwächung der Nebentonsilben (während beispielsweise der althochdeutsche Nominativ Plural von *gast* ›Gast‹ *gesti*, der Genitiv Plural *gestio* lautete, wurde im Mittelhochdeutschen aus beiden Flexionsendungen ein unbetontes -e: *geste*.) Den Übergang zum Neuhochdeutschen sieht Grimm dagegen in der Erfindung des Buchdrucks.

Heute hat sich, abgesehen von einigen gewichtigen Ausnahmen, die eigene Periodisierungen vertreten, ein modifiziertes, auf den Literaturhistoriker Wilhelm Scherer zurückgehendes Gliederungsschema durchgesetzt. Es unterscheidet vier Epochen: Althochdeutsch (ca. 750 bis ca. 1050), Mittelhochdeutsch (ca. 1050 bis ca. 1350), Frühneuhochdeutsch (ca. 1350 bis ca. 1650) und Neuhochdeutsch (seit ca. 1650). Einige Autoren, z. B. Hans Eggert, schlagen zudem den Ansatz einer eigenständigen Epoche nach 1950 vor.

Althochdeutsch

Als Beginn der deutschen Sprachgeschichte im engeren Sinne gelten die Anfänge der schriftlichen Überlieferung in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts. Damit werden etwa anderthalb Jahrhunderte aus der Betrachtung ausgeklammert, in denen vermutlich die zweite Lautverschiebung schon erfolgt war und also statt Germanisch bereits Deutsch gesprochen wurde: Aus dieser Zeit gibt es keine deutschen Textzeugnisse; über sie sind daher keine sicheren Erkenntnisse zu gewinnen.



Karl der Große

Einen wichtigen Anstoß zum Verfassen deutschsprachiger Texte gab die Reichspolitik der Karolinger, vor allem Karls des Großen. Zur Verwirklichung von dessen Idee eines imperium christianum gehörte eine umfassend angelegte Kulturpolitik, die sogenannte karolingische Renaissance, die auf eine Verschmelzung lateinisch-christlicher und germanischer Traditionen zielte und unter anderem eine Aufwertung der Volkssprache gegenüber der Gelehrtensprache Latein mit sich brachte. Karls Biograph Einhard berichtet, dass der König unter anderem eine Sammlung germanischer Literatur, die Einführung fränkischer Namen für die Winde und Monate und den Beginn einer ‚Grammatik seiner Muttersprache‘ veranlasst habe (*inchoavit et grammaticam patrii sermonis*). Zudem ordnete er an, das Volk in seiner

eigenen Sprache mit den christlichen Glaubensinhalten vertraut zu machen, sodass das Übersetzen bestimmter kirchlicher Texte nötig wurde.

Einen Eindruck von der Sprachwirklichkeit des Althochdeutschen und vor allem seiner vom heutigen Deutsch erheblich abweichenden ausdrucksseitigen Gestalt mag ein Stück aus dem Tatian gewähren. Dabei handelt es sich um die Übersetzung der lateinischen Version einer von dem Syrer Tatian im 2. Jahrhundert verfassten so genannten Evangelienharmonie, also einer Zusammenfassung der vier Evangelien. Hier der Anfang des Johannesevangeliums:

In annaginne uuas uuort inti thaz uuort uuas mit gote inti got selbo uuas thaz uuort. Thaz uuas in annaginne mit gote. Alliu thuruh thaz vurdun gitán inti úzzan sín ni uuas uuíht gitanes thaz thar gitán uuas. Thaz uuas in imo líb inti thaz líb uuas líoht manno. Inti thaz líoht in fínstarnessin líuhta inti fínstarnessi thaz ni bigriffun. (Wörtlich: In Anbeginn war Wort, und das Wort war mit [= bei] Gott, und Gott selbst war das Wort. Das war in Anbeginn mit Gott. Alle [Dinge] wurden durch das[selbe] getan [= gemacht], und außer seiner [= ohne dasselbe] war nicht etwas [= nichts] Getanes, das da [= damals] getan war. Das [= es] war Leben in ihm, und das Leben war Licht der Menschen. Und das Licht leuchtete in Finsternissen, und [die] Finsternisse begriffen [= ergriffen] das[selbe] nicht.)

Der althochdeutsche Tatian wurde wahrscheinlich um 830 auf Veranlassung des Abts Hrabanus Maurus im Kloster Fulda niedergeschrieben. Er kann, wenngleich er üblicherweise als klassisches Zeugnis des Althochdeutschen gehandhabt und beispielsweise in universitären Althochdeutschkursen gern als Textgrundlage verwendet wird, doch nicht für das Althochdeutsche schlechthin stehen, denn 'das Althochdeutsche schlechthin' existiert nicht. Es ist auch am Ende des 8. Jahrhunderts alles andere als eine einheitliche Sprache: Alle überlieferten Texte liegen im Schreibdialekt des Klosters vor, in dem sie jeweils aufgezeichnet wurden. Schreiben konnten damals ja fast ausschließlich die Geistlichen. Die aber kommunizierten untereinander auf Latein; die Volkssprache brauchten sie nur zu missionarischen und seelsorgerischen Zwecken, und hier waren selbstverständlich Dialekte das geeignete Medium (auch wenn der Schreibdialekt eines Klosters oft durchaus nicht dem Dialekt der Region entsprach, in der es lag). Zur Herausbildung einer überregionalen Ausgleichssprache bestand keine Notwendigkeit. Zudem kam in unmittelbarer zeitlicher Nachfolge der karolingischen Literaturblüte, unter den sächsischen Kaisern und Königen (seit 919), die volkssprachliche Literaturproduktion zum Erliegen und verstummte für einige Jahrzehnte völlig. In Anlehnung an den Namen Otto, den nacheinander drei Kaiser trugen (Otto I. bis Otto III.), spricht man von der "ottonischen Lücke": Geschrieben wurde wieder ausschließlich auf Latein. Ende des 10., Anfang des 11. Jahrhunderts waren die früher erzielten Leistungen in deutscher Sprache und Literatur vergessen. Abt Notker III. von St. Gallen, der bedeutendste Autor des Späalthochdeutschen, musste bei seinen Sprachbemühungen fast in jeder Hinsicht wieder von vorne anfangen; er hielt das Schreiben auf Deutsch für etwas ganz Neuartiges (*rem paene inusitatam*) und entschuldigte sich dafür förmlich bei einem Bischof.



Otto der Große (rechts)

Die Unterbrechung der schriftsprachlichen Kontinuität trug zweifellos mit dazu bei, das Entstehen einer überregionalen Ausgleichssprache in althochdeutscher Zeit zu verhindern. Aber nicht nur von Seiten der Gelehrten, auch beim Volk gab es offenbar keine derartigen Bestrebungen. Das Volk hatte in sprachlicher Hinsicht durchaus kein Einheitsbewusstsein. Nicht nur dass das Reich Karls des

Großen romanischsprachige Bevölkerung mitumfasste, die in ihrer sprachlichen Eigenständigkeit voll akzeptiert wurde: Die germanischsprachigen Stämme brauchten auch unter sich lange, um ein sprachliches Zusammengehörigkeitsgefühl zu entwickeln, wie die Geschichte des Wortes *deutsch* zeigt.

Das Wort geht zurück auf althochdeutsch *diutisc*, mittelhochdeutsch *diutsch*, das sich etymologisch auf das Substantiv ahd. *diot*, *diet* (›Volk, Volksstamm‹) zurückführen lässt. Man kann hierzu die germanische Vorform *theoda* und ebenso zu *diutisc* das Adjektiv *theodisk* erschließen, Wörter, die indessen nicht überliefert sind. Althochdeutsch *diutisc* ist erst ab Ende des 10. Jahrhunderts schriftlich bezeugt.

Vergleichsweise gut belegt ist seit Ende des 8. Jahrhunderts die mittellateinische Entsprechung *theodiscus*, die allerdings lange nicht ›deutsch‹ bedeutet, sondern ›germanisch‹ bzw. ›volkssprachlich (im Gegensatz zum Latein)‹, wobei das Wort in allen Belegen auf Sprachen bezogen ist, die heute zur germanischen Sprachfamilie gerechnet werden. Bereits der älteste *theodiscus*-Beleg aus dem Jahre 786 zeigt dies: Der Bischof Georg von Ostia berichtet in einem Brief an Papst Hadrian I. über eine Synode in England, deren Beschlüsse "tam latine quam teodisce", also sowohl lateinisch wie auch 'theodisk' verlesen worden seien. Dieses 'Theodisk' kann in Anbetracht des Landes, in dem die Synode stattfand, nicht Althochdeutsch, es muss Altenglisch gewesen sein. Noch Jahrhunderte später, im Mittelhochdeutschen, als das Wort *deutsch* längst ›deutsch‹ bedeutet, wird dadurch nur sprachliche Gemeinsamkeit, keine sprachliche Einheit zum Ausdruck gebracht: Wo es sich auf Sprache bezieht, wird es ausschließlich zur Unterscheidung von fremden Sprachen (v. a. Latein und Altfranzösisch) verwendet. Untereinander bezeichnen sich die Autoren nicht als 'deutsch', sondern als 'fränkisch', 'bairisch' usw. Schreibende. Ein bekanntes Beispiel ist Hugo von Trimberg, der in seinem Roman *Der Renner* 'Deutsch' als Sprache nur dort kennt, wo er es von anderen, fremden Sprachen abgrenzt:

*Bêheim, Ungern und Lamparten
houwent niht mit tiutscher barten,
Franzois, Walhe [Welsche, hier: Italiener] und Engellant,
Norweye, Yberne sint unbekant
an ir spräche tiutschen liuten;
nieman kann ouch wol bediuten
kriechisch, jüdisch und heidenisch,
syrisch, windisch, kaldéisch.*

An anderer Stelle hebt Hugo – und zwar ohne Verwendung des Wortes *deutsch* – die Unterschiedlichkeit der Einzeldialekte hervor:

*Swäben ir wörter spaltent,
die Franken ein teil si valtent
die Beier si zezerrant
die Düringe si uf sperrent
die Sahsen si bezückerent,
ie Rinliute si verdrückerent,
die Wetereiber [Wetterauer] si würgent
die Misenen si vol schürgent,
Egerlant si swenkent,
Oesterriche si schrenkent,
Stirlant si baz lenkent,
Kernde ein teil si senkent.*

Mittelhochdeutsch

Die sprachgeschichtliche Epoche des Mittelhochdeutschen wird, wie dargelegt, heute gewöhnlich von der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts bis etwa 1350 datiert. Innerhalb dieses Zeitraums unterscheidet man das Frühmittelhochdeutsche (bis 1170/80), das höfische oder klassische Mittelhochdeutsche (bis um 1250) und das Spätmittelhochdeutsche.

Sprachliche Kriterien für eine genaue Datierung des Anfangs der mittelhochdeutschen Periode können kaum angegeben werden. Bestimmte Phänomene des Lautwandels, die hier gern ins Feld geführt werden, sind in längerfristige Entwicklungen eingebunden. So finden sich Anzeichen für die Abschwächung der unbetonten Nebensilbenvokale *a*, *i*, *o* und *u* (Lang- wie Kurzvokale) zu unbetontem *e* (z. B. althochdeutsch *salbôn* zu mittelhochdeutsch *salben*, *gibirgi* zu mittelhochdt. *gebirge*) bereits im frühen Althochdeutschen, aber ebenso auch noch im späten Mittelhochdeutschen (in einigen höchstalemannischen Mundarten in den Gebirgstälern um den Monte Rosa sind die vollen Endsilbenvokale, die das Althochdeutsche charakterisierten, sogar bis in die Gegenwart erhalten geblieben, so zum Beispiel in *der Tag*, Plural *die Taga*, hingegen neuhochdeutsch: *die Tage*). Diese extremen Ausnahmen liegen aber im Bereich der Mündlichkeit; in der Schriftlichkeit ist nach einem Übergangszeitraum von etwa der Mitte des 11. Jahrhunderts bis etwa zur Mitte oder zur zweiten

Hälfte des 12. Jahrhunderts das Schreibsystem des Mittelhochdeutschen im Großen und Ganzen vollständig entwickelt.

Der Beginn einer neuen Epoche der deutschen Sprachgeschichte zeigt sich weniger anhand sprachlicher als anhand kulturhistorischer, also außersprachlicher Phänomene, die sich auf die Sprache auswirken. Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts vollzieht sich ein Umbruch der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Gegebenheiten, was natürlich auch den kulturellen Bereich stark beeinflusst. Ein besonderes Kennzeichen der Zeit ist die Ablösung der Kirche als wichtigster Bildungs- und Kulturträgerin. Sie hat ihre direkten Ursachen vor allem in zwei soziologisch-politischen Entwicklungen: in der Entstehung einer neuen gesellschaftlichen Schicht, des Dienstadels, und in der wachsenden politischen Bedeutung des Hochadels.



Hartmann von Aue

Seit der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts werden die Ministerialen, ursprünglich Unfreie, in größerer Zahl zu Kriegs- und Hofdienst herangezogen und zu diesen Zwecken mit Dienstlehen ausgestattet. Durch die Constitutio de feudis von 1037, eine Verordnung, mit der König Konrad II. die Erbllichkeit der kleinen Lehen durchsetzte, steigen sie sozial auf und zeigen – wohl im Zusammenhang damit – Interesse an Bildung, oft auf literarischem Gebiet. Sie werden zur Trägerschicht einer neuen, der so genannten höfischen Kultur, deren Höhepunkt in die Stauferzeit fällt und deren bekannteste Ausprägungen sich im Minne- und im Ritterideal finden. Den Prototyp des ‚gelehrten Ritters‘ verkörpert der Ministeriale Hartmann von Aue.

Eine womöglich noch wichtigere Rolle spielt die Tatsache, dass seit dem 12. Jahrhundert die Adels- und Fürstensitze den Königshof als wichtigstes literarisches Zentrum außerhalb der Klöster ablösen. Ihre zunehmende Unabhängigkeit gegenüber dem Reich lässt bei den Territorialfürsten ein Repräsentationsbedürfnis entstehen, das sich vorwiegend in Bautätigkeit und literarischem Mäzenatentum äußert. Auf diese Weise erfährt die deutschsprachige Literaturproduktion, die nach der spätmittelhochdeutschen Überlieferungslücke in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts wieder einsetzt, bedeutende Förderung. Zuerst dominieren in ihr noch religiöse Themen, und auch die Autoren der vorhöfischen Zeit sind oft Geistliche (z. B. der Pfaffe Konrad mit dem Rolandslied und der Pfaffe Lamprecht mit dem Alexanderroman). Zur höfischen Epoche hin, die ihren Höhepunkt in den Jahrzehnten von ca. 1190 bis ca. 1220 erreicht, setzt sich dann allerdings das kulturell aufstrebende Rittertum schnell durch.

Mit dem Beginn der höfischen Dichtung entwickeln sich verschiedene Literaturidiome von regional-dialektaler Prägung, z. B. am Mittelrhein und im bairischen Raum. Überregionale Züge verrät allein die so genannte hochhöfische Dichtersprache. Ihr geographisches Ausgangsgebiet ist der deutsche Südwesten, der Rhein-Main-Donau-Raum; im Gegensatz zu den anderen Literatursprachen treten in ihr die dialektalen Besonderheiten so weit zurück, dass man allein aus der Sprache eines Dichters nicht mehr auf seine Herkunft schließen kann.

Die hochhöfische Dichtersprache erlangte Vorbildfunktion bis in den niederdeutschen Sprachraum hinein. Ihrer bedienten sich die ‚Klassiker‘ Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und Walther von der Vogelweide und auch der anonyme Verfasser des folgenden bekannten Liebesliedes:

*Du bist mîn,
ich bin dîn,
des solt du gewiz sîn.
du bist beslozen
in mînem herzen,
verloren ist das sluzzelîn:
du muost ouch immer drinne sîn.*

Selbst Autoren wie der (Nieder)sachse Albrecht von Halberstadt und der Thüringer Eberhard von Erfurt, die sich selbst eine unvollkommene Beherrschung der hochhöfischen Dichtersprache attestieren und in diesem Zusammenhang Rechtfertigungsgründe vorbringen, bezeugen eben dadurch ein Bewusstsein des sprachlichen Vorbildes.

Allerdings ist die Bedeutung der Dichtersprache als einer ‚überlandtschaftlichen Ausgleichsprache‘ von hohem Einheitsgrad oft überschätzt worden. Insbesondere Vorstellungen, die davon ausgehen, sie sei in der kulturell hochstehenden Oberschicht oder geistigen Elite als Umgangssprache tatsächlich gesprochen worden, laufen den Tatsachen ganz offensichtlich zuwider. Es handelte sich um eine fast reine Dichtungssprache – ansatzweise (im 13. Jahrhundert im südwestdeutschen Raum) auch um eine Urkundensprache –, die zumal in ihrer idealen Form kaum jemals

tatsächlich realisiert wurde. Diesen Anschein vermitteln lediglich die normalisierten Textausgaben unserer Zeit: Nach der im 19. Jahrhundert von Karl Lachmann aus der klassischen Philologie übernommenen textkritischen Methode präsentieren sie Idealtex te, die aus dem Vergleich verschiedener Handschriften hergestellt sind und mit der überlieferten sprachlichen Realität des Mittelhochdeutschen nicht übereinstimmen. Sie besteht, ebenso wie die des Althochdeutschen, in der Vielzahl der Dialekte.

Frühneuhochdeutsch

Immerhin gab es mit dem mittelhochdeutschen Sprachideal einen ersten Ansatz zu landschaftlichem Ausgleich. Dieser Ansatz geht gegen Ende der mittelhochdeutschen Periode völlig verloren. Die Autoren des 14. und vor allem des 15. Jahrhunderts schreiben wieder, wie sie es von Hause aus gewohnt sind. Eine Vorstellung von überregionaler sprachlicher Einheitlichkeit, überhaupt von 'besserem' und 'schlechterem' Schreiben, ist in dieser Zeit kaum ausgeprägt, so dass die Texte sich vor allem durch eine ausgesprochene Variantenvielfalt auszeichnen.

Lautlich unterscheidet sich das Frühneuhochdeutsche vom Mittelhochdeutschen vor allem in zweierlei Hinsicht: durch die Phänomene der neuhochdeutschen Monophthongierung und der neuhochdeutschen Diphthongierung. Erstere lässt aus den alten Doppellauten *ië*, *uo* und *üe* die einfachen Langvokale *i*, *ü* und *u* werden (*liëbe brüeder suochen* zu *liebe Brüder suchen*), letztere demgegenüber aus den alten Langvokalen *i*, *ü* (geschrieben: *iu*) und *u* die Diphthonge *ei*, *eu* und *au* (*mîn niuwes hûs* zu *mein neues Haus*). Beide Lautwandelerscheinungen erfolgten nicht im gesamten hochdeutschen Sprachgebiet gleichzeitig, sondern breiteten sich allmählich aus, die Monophthongierung vom Westmitteleutschen, die Diphthongierung von Südosten, vom Kärntner Raum her. Nicht alle Dialekte erfassten sie gleichermaßen; so wurde die Diphthongierung im Alemannischen und großen Teilen v. a. des Westmitteleutschen nicht durchgeführt (hier heißt es mundartlich bis heute *Zit* und *Hus* für *Zeit* und *Haus*), die Monophthongierung drang unter anderem ins Bairische und in große Teile des Schwäbischen und Alemannischen nicht vor (hier sagt man mundartlich immer noch *liabliëb* und *quatguët* statt *lieb* und *gut*). Beide Vorgänge begannen bereits zu mittelhochdeutscher Zeit und erstreckten sich über mehrere Jahrhunderte, so dass in einem Gebiet lautlich schon (früh)neuhochdeutsch geschrieben wurde, als man in einem anderen noch mittelhochdeutsch schrieb.

Kulturhistorisch ist die Epoche des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit durch eine Fülle von Entwicklungen und Neuerungen geprägt, die zu einer Veränderung der kommunikativen Bedingungen und Möglichkeiten führten. Sozialgeschichtlich sind hier vor allem der Niedergang des Rittertums und das wirtschaftliche Erstarken der Städte zu nennen. Zusammenschlüsse wie die norddeutsche Hanse und der schwäbische Städtebund wurden im 14. Jahrhundert zu bedeutenden Machtfaktoren. Das aufstrebende Bürgertum übernahm zugleich die Funktion eines Kulturträgers. In den Städten entstand eine vielseitige Literatur mit vielen neuen Textsorten, unter anderem aus dem Bereich der Fachprosa. Im niederdeutschen Sprachgebiet existierte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und im 15. Jahrhundert eine eigene überregionale Verkehrssprache, die so genannte Hansesprache.

Die neue Blüte des Schrifttums wurde durch die Tatsache begünstigt, dass die Einführung des Papiers Ende des 14. Jahrhunderts die Bücherproduktion enorm verbilligte. So konnte das Lesebedürfnis breiterer Schichten, die in den seit Mitte des 13. Jahrhunderts auch in kleineren Städten bestehenden Schulen das Analphabetentum überwunden hatten, befriedigt werden.

Eine weitere wichtige Neuerung war die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern Mitte des 15. Jahrhunderts durch Johannes Gutenberg. Sie trug zwar in der Anfangszeit nicht unmittelbar zur Verbreitung deutschsprachiger Literatur bei, weil gedruckte Bücher sehr teuer waren und mehr als 90 % aller Drucke lateinisch blieben. Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts entstanden aber im deutschsprachigen Gebiet mehr als sechzig Druckereien, und als dann im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts Martin Luther den Ablasshandel der katholischen Kirche zu geißeln begann, stand ihm im Buchdruck ein höchst wirksames Medium zur Verfügung, seine Ansichten zu verbreiten.



Johannes Gutenberg

Durch die Reformation wurden nicht nur neue Glaubensinhalte vermittelt, sondern auch eine neue Sprachform. Luther verwendete keinen reinen Regio- naldialekt, sondern eine überregionale, ostmitteldeutsch-ostoberdeutsche Ausgleichssprache, die einerseits für eine große Anzahl von Menschen verständlich war, andererseits durch das Prestige des Reformators Vorbildcharakter bekam und vielerorts nachgeahmt wurde. Luther hatte diese Sprache

nicht selbst 'erfunden', sondern adaptierte für seine Zwecke, wie er selbst bekannte, die Sprache der sächsischen Kanzlei.

Im Zuge der so genannten deutschen Ostkolonisation waren seit der Zeit der Ottonen, verstärkt dann vom 11. bis zum 13. Jahrhundert, deutsche Siedler durch wirtschaftliche und soziale Anreize dazu gebracht worden, sich in vordem slawisch besiedelten Gebieten niederzulassen. Dort entstanden – im Gegensatz zur territorialen Zersplitterung des Altreiches – großflächige, zentral regierte Territorialstaaten, in denen einheitliche Verwaltungen mit einheitlichen Schriftsprachen existierten. Durch den engen politischen und wirtschaftlichen Kontakt mit den südlicher gelegenen Gebieten kam zudem eine ostmitteldeutsch-ostoberdeutsche "Schreiballianz" (W. Besch) zu Stande.

Luther fand so eine weithin gültige Sprachform vor, die er selbst durch intensive Spracharbeit noch allgemeiner verständlich gestaltete und der er zu noch größerer Verbreitung verhalf. Damit war er natürlich nicht der einzige Faktor im sprachlichen Ausgleich; als 'Schöpfer' der neuhochdeutschen Schriftsprache, wie noch im letzten Jahrhundert, wird er heute nicht mehr gesehen. Neben der schon angedeuteten Rolle der Kanzleien ist u. a. auch noch die der Buchdrucker zu erwähnen, die ihre Erzeugnisse nicht nur in einer einzigen Region absetzen wollten und sich daher um ein Deutsch bemühten, das auch in anderen Gegenden problemlos verstanden wurde. Die ostmitteldeutsch-ostoberdeutsche Schreibsprache ist damit auch nicht allein Grundlage der neuhochdeutschen Schriftsprache geworden. An dieser haben verschiedene Landschaften Anteil, und pro Einzelfall haben sich ganz unterschiedliche Schreibformen, Lautungen, Wortformen oder Wörter im Einigungsprozess durchgesetzt.

Neuhochdeutsch

Seit der Reformation unterlag die politische Landschaft Deutschlands nicht mehr allein einer aus partikularistischen Tendenzen entstandenen Aufspaltung, sondern zusätzlich auch noch einer auf Glaubenskontroversen zurückzuführenden Teilung in den katholischen Süden und den protestantischen Norden. Die dadurch vorprogrammierten Spannungen entluden sich bereits 1546/47 im Schmalkaldischen Krieg. Im 1555 geschlossenen Augsburger Religionsfrieden wurden sie nicht beseitigt, sondern nur auf längere Zeit besänftigt. Die Konflikte schwellten weiter und erreichten schließlich sechs Jahrzehnte später ihren Höhepunkt und Ausbruch im Dreißigjährigen Krieg. Dieser hinterließ ein politisch hoffnungslos zerstückeltes deutsches Reich; im Westfälischen Frieden von 1648 erlangten alle Territorialstaaten weitgehende Selbstständigkeit. Unter diesen Umständen war eine politische Einigung auf lange Zeit unmöglich. Der Wunsch danach war aber – vor allem in den bürgerlichen Bildungsschichten, die gegenüber anderen, politisch starken Nationen wie etwa Frankreich Minderwertigkeitsgefühle empfanden – durchaus lebendig. Die Ambitionen wurden kompensatorisch auf das Gebiet der Sprache verlagert, wo die Einigung mit großem nationalem Pathos und oft lautstark patriotischen Tönen angestrebt wurde.



Wallenstein

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts (ab 1617) begannen sich in den barocken Sprachgesellschaften zum ersten Mal breitere Kreise für ihre Muttersprache zu interessieren und einzusetzen. Diese Gesellschaften zielten einerseits auf die Abgrenzung des Deutschen gegenüber anderen Sprachen (z. B. in Polemiken gegen den Fremdwortgebrauch, in der Betonung des Alters und des 'ehrwürdigen Charakters' der eigenen Sprache usw.), andererseits auf die Durchsetzung einer bestimmten Sprachform als absoluter Richtigkeitsnorm gegenüber der Vielfalt von Varianten (Dialekten, Soziolekten usw.). Der bedeutendste Sprachtheoretiker dieser Zeit ist J. G. Schottelius (1612–1676), der mit seiner *Ausführlichen Arbeit von der Teutschen HauptSprache* (1663) wichtige Impulse gab.



Justus Georg Schottelius

Das 18. Jahrhundert knüpfte an die sprachformerischen Bestrebungen der Sprachgesellschaften an. Neben den Sprachpatriotismus trat nun, im Zeitalter der Aufklärung, verstärkt ein rationalistischer Aspekt. Autoren wie J. Chr. Gottsched (1700–1766), der als 'Literaturpapst' großes Ansehen genoss, versuchten die Sprache zu normieren und einer strikt rational begründeten Regelmäßigkeit zu unterwerfen. Vor allem auf dem Gebiet der Syntax zeigt sich dies: Die verschachtelten barocken Satzungenetze mit ihrem rhetorischen Bombast werden von kurzen, nüchternen, tendenziell parataktischen Fügungen mit klaren logischen Bezugsverhältnissen abgelöst. Im Bereich des Wortschatzes gingen die Bestrebungen u. a. dahin, mehrdeutige Wörter durch Definition eindeutig zu machen und bei gleichklingenden Wörtern mit verschiedener

Bedeutung zumindest gleiche Schreibungen zu vermeiden (z. B. *Lerche/Lärche*). Von größter Bedeutung war hier die Arbeit des Lexikographen J. Chr. Adelung. Dieser setzte Gottscheds Vorstellungen von reinem und richtigem Deutsch in seinem *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart* (1774–86) um. Seine Relevanz insbesondere für die Herausbildung der klassischen deutschen Literatursprache ist nicht zu überschätzen: Von allen bedeutenden Autoren der zweiten Hälfte des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde 'der Adelung' zu Rate gezogen. Die klassische Literatursprache ihrerseits wurde – vor allem durch Goethe und Schiller, deren Werke bereits zu Lebzeiten als 'nationales Eigentum' galten – zur kulturellen Vorbildsprache schlechthin.

In der Rechtschreibung gab es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts allerdings weiterhin erhebliche Varianzen. Druckereien hatten oft eigene Hausorthographien, und noch 1862 verfügte das preußische Unterrichtsministerium, dass jede einzelne Schule per Konferenzbeschluss festzulegen habe, welche Schreibnormen im Unterricht gelten sollten. Die völlige Schreibnormierung wurde erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts von staatlicher Seite vorgenommen. Bereits fünf Jahre nach der Reichsgründung von 1871 berief der preußische Kultusminister eine Konferenz zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung nach Berlin. Führende Köpfe dieser Konferenz waren der Germanist W. Wilmanns und der Gymnasiallehrer K. Duden. Beide hatten sich durch Arbeiten auf dem Gebiet der Orthographieregelung einen Namen gemacht, hatten vor allem Vorschläge zur Rechtschreibung an Schulen vorgelegt. Ihre Ideen setzten sich in der Folgezeit rasch durch, wurden durch staatliche Erlasse institutionalisiert und fortan über den Schulunterricht als allgemeine, einheitliche, feststehende Norm verbreitet. 1901 wurde dann auf der Orthographischen Konferenz der deutschen Länder, zu der nun auch Österreich und die Schweiz hinzutraten, die einheitliche Rechtschreibung für den gesamten deutschen Sprachraum gültig.

Auch in Bezug auf die Lautung hatte es keine einheitliche Regelung gegeben. So reimte beispielsweise Goethe *Bereiche* auf *Gezweige*, was einer Eigenart des mitteldeutschen Dialekts entspricht. Nun trat am Ende des 19. Jahrhunderts neben die normierte Schreibung die normierte Lautung. Auf der Grundlage der neuen Orthographie erarbeitete der Germanist Th. Siebs 1898 seine *Deutsche Bühnenaussprache*, die später – in modifizierter Form – auch für Radio und Fernsehen gültig wurde. Diese Massenmedien trugen dann entscheidend zum Rückgang der Dialekte auch aus der gesprochenen Sprache bei.

Auch mit einem anderen Ereignis hängt dieser Rückgang zusammen: dem Ende des 2. Weltkrieges und der Vertreibung von zwölf Millionen Menschen aus den rein oder vorwiegend deutschsprachigen Gebieten Ost- und Ostmitteleuropas. Das Jahrhunderte alte Gefüge der deutschen Dialekte veränderte sich dadurch von Grund auf. Mundartgebiete wie Pommern und Schlesien verschwanden von der Sprachlandkarte, und die massenhafte Neuansiedlung von Sprechern dieser Dialekte in anderen Dialektgebieten beeinträchtigte auch deren Geschlossenheit. Während bis 1945 für die überwiegende Mehrzahl aller Deutschen ihre jeweilige Mundart die erste Sprache war und die Standardsprache erst später oder sogar nie gelernt wurde, wachsen heute viele Menschen mit der Standardsprache (meist durchaus noch in der einen oder anderen regionalen Färbung) auf. Sie ist damit nicht mehr nur Schrift- und Kultursprache, sondern endgültig zur Alltagssprache geworden.



Heimatvertriebene 1945

Spätneuhochdeutsch

Nimmt man eine Gliederung der deutschen Sprachgeschichte nach sozialhistorischen Kriterien vor und sieht beispielsweise mit Hans Eggers die alt- und mittelhochdeutsche Sprachperiode als vom Adel, die frühneuhochdeutsche und neuhochdeutsche als vom Bürgertum geprägt, so lässt sich nach der Mitte des 20. Jahrhunderts eine neue sprachhistorische Epoche ansetzen: Das Bürgertum in dem hier gemeinten Sinne existiert heute nur noch in Resten; es wird in zunehmendem Maße in eine nicht mehr ständisch gegliederte Gesamtgesellschaft integriert.

Drei Schlagwörter, mit denen sich die gesellschaftliche Entwicklung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschreiben lässt, sind Egalisierung, Engagement und Emanzipation. Gemeint sind damit bestimmte Tendenzen einer immer größeren Öffnung unterschiedlicher sozialer Schichten zu einander sowie einer immer stärkeren Teilnahme verschiedenster sozialer Gruppen am öffentlichen Leben.

Die nach 1945 im Westen Deutschlands einsetzende Demokratisierung von oben schlug spätestens mit dem Generationenwechsel in den 60er Jahren in eine Demokratisierung von unten um. Immer größere Teile der Bevölkerung beteiligten sich in Form verschiedener "Bewegungen" (Studentenbewegung, Frauenbewegung, Friedensbewegung, Ökologiebewegung, Bürgerrechtsbewegung usw.)

aktiv an der Gestaltung des öffentlichen Geschehens. In Folge einer konsequenten Bildungspolitik vor allem in den 70er Jahren mit Schul- und Hochschulgründungen, Ausbildungsförderungsgesetzen und systematischem Ausbau der Massenuniversität wurde für breite Kreise ein hoher Bildungsstandard möglich. Heute steht der Zugang zu politischer, wirtschaftlicher, kultureller Information zumindest prinzipiell ebenso allgemein offen wie der Weg in die Politik, an die Börse oder ins Internet. Jeder kann sich heutzutage über alle Gegenstände seines Interesses umfassend eine Meinung bilden; jeder hat prinzipiell die Möglichkeit, öffentlich mitzureden und mitzugestalten.

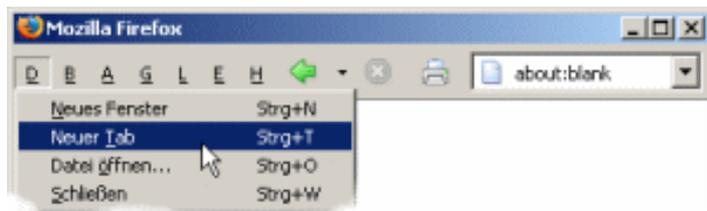
Auch in der Sprache spiegeln sich die Veränderungen im sozialen Gefüge. Nicht mehr eine bestimmte, einer sozialen Schicht oder Gruppe mit besonderem sozialem Prestige zugeordnete Art des Sprechens und Schreibens wird für die beste gehalten, sondern es existiert eine Standardsprache, an der unterschiedliche soziale Schichten und Gruppen teilhaben und die in verschiedenen regionalen Färbungen, in verschiedenen funktionalen und situativen Varianten erscheinen kann. Diese Varianten sind nicht mehr (allenfalls noch in Ansätzen) auf einer vertikalen Werteskala angeordnet, sie existieren vielmehr im Bewusstsein der Sprachgemeinschaft gleichberechtigt und gleichwertig neben einander.



Der beschriebene gesellschaftliche Ausgleichsprozess ist allerdings nicht nur für sich zu betrachten, sondern geht – gerade in seiner Eigenschaft als historische Rahmenbedingung der Sprachveränderung – Hand in Hand mit einer anderen Entwicklung. Die Massenmedien haben durch ihre Breitenwirkung und ihre Omnipräsenz im Alltag einen großen Einfluss auf das allgemeine Bewusstsein und auch auf das sprachliche Verhalten. Vor allem durch die Medien Rundfunk und Fernsehen kommt seit einigen Jahrzehnten der gesprochenen Sprache gegenüber der geschriebenen ein immer größeres Gewicht zu. Besonders hervorzuheben ist die Textsorte der Talkshow, weil hier – insbesondere im Zeitalter des Privatfernsehens – nicht nur wenige, unter Aspekten der Sprachkompetenz elitäre Personen zu Wort kommen, sondern ein breiter Querschnitt der Bevölkerung, der für eine ebenso große Bandbreite der deutschen Gegenwartssprache steht. Dadurch werden der Sprachgemeinschaft auch Varietäten als „medienwürdig“ präsentiert, die nicht oder nur bedingt zur Standardsprache zu rechnen sind, was wiederum Rückwirkungen auch auf bestimmte schriftsprachliche Textsorten hat, z. B. in der Pressesprache.

Ein anderes Phänomen, das im Zusammenhang mit der Bedeutung der Massenmedien für die Gegenwartssprache eine Rolle spielt, ist das der Werbung. Alltäglich gegenwärtig sind heutzutage Texte, die einerseits nah an der gesprochenen Alltagssprache sein sollen, um den potentiellen Konsumenten auf Du und Du oder – wie es heute heißt – "auf gleicher Augenhöhe" anzusprechen, andererseits aber bewusst Mittel der sprachlichen Verfremdung einsetzen (Neologismen, Fremdwörter, Wortspiele usw.), um Aufmerksamkeit zu erregen. Insbesondere durch den letzteren Aspekt können sie, bei hinreichender Einprägsamkeit, auf die Allgemeinsprache wirken: Wortbildungen wie *unkaputtbar* (Coca-Cola-Reklame) oder *durchschnupfsicher* (Tempo-Werbung) beispielsweise haben dauerhafteren Eingang in den Wortschatz gefunden. Man wird dabei aber den Einfluss der Werbesprache auf die Sprache in ihrer Gesamtheit nicht überbewerten dürfen: Sie ist eine Varietät unter vielen anderen, ein textsorten- bzw. situationsspezifisches Register, dessen sich die Sprecherinnen und Sprecher neben anderen Registern sehr gezielt bedienen zu bedienen wissen.

Eine wichtige Rolle für die deutsche Gegenwartssprache und voraussichtlich ihre zukünftige Entwicklung spielt die elektronische Kommunikation mittels der so genannten neuen Medien. Bereits 1969 begann das US-amerikanische Verteidigungsministerium damit, Computer in den Bereichen von Wissenschaft und Militärtechnik zu vernetzen. Das so genannte ARPAnet (ARPA = Advanced Research Projects Agency) war die Grundlage des heutigen Internet. Seit 1992 in Genf die so genannte Web-Technik entwickelt wurde, auf der heute das World Wide Web basiert, steigt die Zahl der – zunehmend auch privaten – Internet-Teilnehmer (User) ständig an.



Die neuen Medien stellen allerdings nicht nur Kommunikationsformen und -bedingungen, sondern auch neue Realitäten dar und können als solche wiederum Gegenstand der Kommunikation sein. Computer sind heute nicht mehr nur Arbeitsinstrument für wenige Privilegierte, sie gehören für viele zum Alltag und sind längst auch in die Freizeit vorgedrungen. In vielen Bereichen haben sie enormen Einfluß auf moderne Lebens- und Denkweisen genommen. Entsprechend gibt es eine eigene "Computersprache", womit hier weder eine Programmiersprache noch eine reine Fachsprache der Informatik und Computertechnologie gemeint ist, vielmehr jene Sondersprache der Computer- und Internet"szene", für die am besten Ausdrücke wie Cyberslang oder Cyberdeutsch geeignet scheinen.

Diese Sondersprache weist nicht nur einen spezifischen Wortschatz auf, sondern die digitalen Kommunikationsmöglichkeiten E-Mail und Internet haben auch völlig neue Textsorten mit spezifischen morphologisch-syntaktischen Strukturen und sogar eigenen Höflichkeitsformen entstehen lassen. Gerade im Bereich der virtuellen Kommunikation ist das Cyberdeutsch stärker als Gruppensprache denn als Fachsprache zu sehen. Es handelt sich um eine konzeptionell mündliche Sprachform bei medialer Schriftlichkeit, die erst in den letzten zehn Jahren, v. a. in der jüngeren Generation, größere Verbreitung gefunden hat. Berücksichtigt man allerdings, dass in Deutschland mittlerweile über 10 Millionen Menschen über einen Internetanschluss verfügen, so ist klar, dass die Sprachwissenschaft diese Varietät, die alle hierarchischen Ebenen des Sprachsystems mit Ausnahme der Lautung stark beeinflusst, als Forschungsgegenstand nicht ignorieren kann.

Mit den neuen Kommunikationsformen unmittelbar in Zusammenhang stehen die wirtschaftlichen Aktivitäten großer Konzerne – der weltweit agierenden "global players", die Firmen auf der ganzen Welt zu einem Gesamtkomplex vereinigen und dabei beliebig Standortvorteile nutzen können. Computer und Internet erlauben dabei Austausch, Abstimmung, Datentransfer und auch Geschäftsabschlüsse nahezu ohne jede Zeitverzögerung. Bezeichnend ist die Rede vom "global village": Die Welt rückt kommunikativ zur Größe eines Dorfes zusammen.

All dies ist nicht denkbar ohne eine gemeinsame sprachliche Basis. Die Funktion des weltweiten Verständigungsmittels hat im 20. Jahrhundert das Englische bzw. Angloamerikanische übernommen, wobei es in diesem Zusammenhang nicht mehr als nationale, sondern als multinationale Sprache zu sehen ist. Im Unterschied zu anderen Weltsprachen wie Chinesisch, Russisch, Spanisch oder Französisch ist das Englische nicht auf eine mehr oder weniger große Region begrenzt; im Unterschied zu früheren Verkehrssprachen wie dem Latein der Gelehrten oder der Handelssprache der Hanse im hohen und späten Mittelalter ist es nicht an bestimmte Handlungszusammenhänge, soziale Gruppen oder Schichten gebunden, sondern wird – wie rudimentär oder bruchstückhaft auch immer – von Menschen unterschiedlichster Herkunft und Ausbildung verstanden.

Auch für das Deutsche spielt das Englische eine immer wichtigere Rolle. Der englische Einfluss ist schon im 19. Jahrhundert spürbar und ist charakteristisch für das gesamte 20. Jahrhundert. In dessen zweiter Hälfte steht er jedoch in besonderer Weise in Wechselwirkung mit den gesellschaftlichen und kommunikationstechnischen Veränderungen, d. h. er wird nicht mehr nur von einer kleineren oder größeren Minderheit wahrgenommen, sondern betrifft in Beruf und Alltag mittlerweile den weitaus größten Teil der Sprachgemeinschaft. Das Englische ist dabei nicht nur Lingua franca, sondern vielfach auch Gegenstand und Mittel der kulturellen Identifikation. Die zu verschiedenen Zeiten (beispielsweise während der 1920er Jahre), für die breite Mehrheit jedoch erst nach Ende des zweiten Weltkriegs feststellbare Orientierung am Vorbild USA führte zu einer Modifikation des Deutschen vor allem auf der Ebene des Wortschatzes und der Redewendungen, weit weniger stark auf der Ebene der Grammatik und der Syntax, die in jüngerer Zeit vor allem von Laien zunehmend beklagt wird.

Ein wichtiger politischer Prozess, der historische Rahmenbedingungen auch für die deutsche Sprachgeschichte setzt, ist nicht zuletzt die europäische Integration. Das allmähliche Zusammenwachsen Europas, das vor allem das letzte Drittel des 20. Jahrhunderts mit prägte, und das, bei fortgesetzter Entwicklung, für das 21. werden wird, schafft einen gemein-



offenen Grenzen und vielfältigsten Die heute für mehr Menschen als Reisen andere Länder, Kulturen und die Möglichkeit für Menschen fremder im Inland zu leben und zu arbeiten

teilzunehmen (letzteres besonders in Großstädten), tragen dazu bei, den geistigen Horizont der Sprachgemeinschaft zu erweitern. Massentourismus, Migration und multikulturelle Gesellschaft sind zwar in Deutschland nicht nur begrenzt auf den europäischen Skopus, sie sind aber insbesondere in diesem bewussteinprägend geworden: Urlaub im europäischen Ausland, Freizügigkeit innerhalb der Europäischen Union und Teilnahme europäischer Mitbürgerinnen und Mitbürger am kulturellen Leben sind heute für breite Kreise selbstverständlich, und zwar nicht allein wegen der räumlichen Nähe, vielmehr hauptsächlich wegen der auf zweieinhalb Jahrtausende gemeinsamer Geschichte beruhenden kulturellen Affinität. Diese Affinität ist nicht zuletzt auch eine sprachliche.

Auch wenn gerade die europäische Integration nicht die Gefahr birgt, die verschiedenen Einzelsprachen und also auch das Deutsche könnten in absehbarer Zeit ihre Existenz verlieren – gefordertes und zumindest prinzipiell erklärtes Ziel ist vielmehr gerade eine Stärkung der sprachlichen Vielfalt und Eigenständigkeit –, so beeinflusst doch die in immer mehr Bereichen gemeinschaftlich werdende Realität die Sprachen sowie zwischensprachliche Interferenzen, vor allem auf inhaltlichem Gebiet. B. L. Whorfs These vom "Standard Average European" klingt hier an, der Gedanke einer Art Eurosemantik, die als Phänomen kultureller Interaktion Jahrhunderte alt ist, indes zukünftig immer wichtiger werden könnte.

Die Frage, wie sich die deutsche Sprache nach 1950 spezifisch von früheren historischen Perioden unterscheidet, lässt sich mit Blick auf die eine oder andere Ebene des Sprachsystems (z. B. Wortschatz, Grammatik, Textsortenspektrum) kaum sinnvoll beantworten, einfach deswegen, weil es "das" Sprachsystem des Deutschen in der Realität nicht gibt. Die deutsche Sprache im Sinne der gegenwärtigen Betrachtungen ist keine einheitliche, feste Größe, sondern als System nur eine Gesamtheit von Subsystemen, den so genannten Varietäten. Diese unterscheiden sich pro Raum (als Dialekte, Regionalsprachen), pro Zeit (als historische Sprachstufen), pro sozialer Schicht (als Soziolekte), pro sozialer Gruppe (als Gruppen- und Sondersprachen), pro Individuum (als Idiolekte), schließlich pro kommunikativem Interaktionsrahmen (als Funktiolekte) und Sprachverwendungssituation (als situative Register), und all diese Aspekte sind zu berücksichtigen, wenn Aussagen über Veränderungen etwa im Wortschatz oder in der Grammatik gemacht werden. Die Beispiele etwa der Anglizismenflut in der Werbesprache oder des Übergangs von syntaktischen Fügungen zu inkorporierenden Wortbildungen im Cyberslang (*ganzliebendverführerischguck* u. ä.) sind nicht Beispiele für eine Veränderung "der" deutschen Sprache überhaupt, sondern immer nur solche für eine Veränderung einzelner Varietäten.

Auffällig ist jedoch eine spezifische Verschiebung im Varietätensystem selbst, die man unter verschiedenen Aspekten jeweils als Ausgleich (Einebnung von Unterschieden) charakterisieren könnte. In den Blick fallen dabei drei Punkte: ein Ausgleich zwischen Varietäten und Standardsprache, ein Ausgleich zwischen gesprochener und geschriebener Sprache und ein Ausgleich der Stilebenen.

Eine Öffnung der Grenze zwischen Varietäten und Standardsprache lässt sich insbesondere im Bereich der regionalen Varietäten (Dialekte) erkennen. Letztere existieren heute nicht mehr in der gleichen Weise wie noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Vor allem die akustischen und audiovisuellen Massenmedien und der Untergang der östlichen Dialekte durch die Vertreibungen nach 1945 trugen, wie erwähnt, entscheidend zum Rückgang der Dialekte nicht nur aus der geschriebenen, sondern auch aus der gesprochenen Sprache bei.

Vor allem in den Städten ist der Übergang vom Dialekt zur regionalen Umgangssprache und von dieser zur Standardsprache fließend. Dies bedeutet andererseits, dass die Standardsprache, die von diesem Prozess ebenfalls nicht unberührt bleibt, nicht mehr in gleicher Weise wie noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine über den anderen Varietäten gleichsam thronende, deutlich abgehobene Leitvarietät darstellt. In dem Maße, in dem sich Dialekt- oder Regiolekt Sprecher ihr annähern und sie – adaptierend – selbständig realisieren, verringert sich ihre Qualität als sprachliches Ideal, als absoluter Maßstab "guten" und "richtigen" Sprechens (wenngleich nicht so sehr, dass sie ihres Leitbildcharakters ganz verlustig ginge; die Rede kann hier allenfalls von einer Relativierung, nicht von einer völligen Planierung der Prestigeverhältnisse sein).

Eine andere Verschiebung im Varietätenspektrum zeigt sich auf dem Gebiet der Fachsprachen. Insbesondere im Wortschatz gibt es starke Einflüsse. Die Mutmaßungen über den Umfang des Fachwortschatzes schwanken zwischen einer Million und sieben Millionen Einheiten (gegenüber geschätzten 300.000 bis 500.000 Einheiten der Standardsprache). Meist handelt es sich um Wortbildungen sowie um Entlehnungen aus anderen Sprachen. Immer mehr fachsprachliche Termini finden heute – oft als bildungssprachliches Wortgut – Eingang in die Allgemeinsprache.

Ein Ausgleich zwischen gesprochener und geschriebener Sprache wird von der Forschung auf unterschiedlichen Ebenen des Sprachsystems anhand konkreter Sprachwandelphänomene konstatiert. So lässt sich beispielsweise ein als phonologische Reduktion (nachlässige Aussprache, 'Verschlucken' von unbetonten Silben) deutbarer Verzicht auf normgerechte Markierung von Akkusativ- und Dativobjekten durch die entsprechenden Endungen feststellen (*Kein Schutt abladen!, Durchfahrt verboten, außer Bewohner und Versorgungsfahrzeuge*).

Als Reflex der gesprochenen Sprache im syntaktischen Bereich lässt sich eine Tendenz der deutschen Gegenwartssprache zur Reduktion der Satzklammer interpretieren (Die Sonne geht nicht unter in meinem Reich statt Die Sonne geht in meinem Reich nicht unter). Ähnliches gilt für die seit Jahren viel diskutierte Verbzweitstellung im kausalen Nebensatz mit *weil* (*Ich kann nicht mit in die Kneipe, weil ich bin anderweitig verabredet*). Das Phänomen erregte auch außerhalb der Sprachwissenschaft weithin Aufmerksamkeit. Sprachpflegerisch gesinnte Zeitgenossen gründeten eine Aktionsgemeinschaft "Rettet den Kausalsatz"; in Hamburg wurde 1994 in einer Gymnasialklasse auf Anregung des Deutschlehrers jeder *weil*-Satz mit Verbzweitstellung als "sprachliche Schlamperei" mit einer Geldbuße belegt. Die Linguistik sieht heute in der beschriebenen Satzstellung jedoch gemeinhin nicht mehr einen Bruch der Satzkonstruktion (Anakoluth) und damit einen Regelverstoß, sondern ein Spezifikum der gesprochenen Sprachform. In neueren Grammatiken wird die Konstruktion üblicherweise berücksichtigt, bisweilen schon als (in manchen Kontexten) regelkonform gesehen und für bestimmte Redezusammenhänge sogar empfohlen.

Im Wortschatz werden Elemente gesprochener Sprache auf unterschiedlicher Ebene in die Schriftlichkeit übernommen. Besonders signifikant ist hier die Wortbildung; zu nennen sind u. a. Ableitungen auf *-il/-yl/-ie* (*Wessi, Ossi, Fuzzy, Yuppie*), auf *-o* (*Realo, Brutalo, Fascho*), auf *-e* (*Häme,*

Zyne, Schreibe) sowie Kurzwörter ohne Ableitungssuffix (*Prof* ›Professor‹, *Alk* ›Alkohol‹, *Uni* ›Universität‹). Bei diesen Ableitungen handelt es sich um eines der produktiveren Wortbildungsmuster in der gegenwärtigen gesprochenen wie geschriebenen Alltagssprache.

Eng mit dem Ausgleich zwischen Varietäten und Standardsprache und dem Ausgleich zwischen gesprochener und geschriebener Sprache einher geht ein Ausgleich der Stilebenen. Gemeint ist damit eine Tendenz zum allgemeinsprachlichen Verzicht auf stilistisch gehobene Varianten einerseits, zur Aufwertung ehemals als niedrig empfundener Varianten andererseits. Signifikant sind in diesem



Zusammenhang die Bemühungen um die Einheitsübersetzung der heiligen Schrift, bei der normalsprachliche Formulierungen in der Regel den ausgefallenen (meist Archaismen) vorgezogen wurden. Sprachliche Höhenzüge wurden auf diese Weise planiert, der typische "Bibelstil", eine textsortenspezifische Varietät, die in vielerlei Hinsicht Relikte der Luthersprache konservierte, zu Gunsten einer modernen Einheitsprache aufgegeben. Am unteren Rand des Stilspektrums lässt sich hingegen beobachten, dass viele noch bis vor kurzem als derb, schmutzig oder unanständig empfundene Wörter nach und nach salonfähig werden. Während etliche Schimpfwörter ihre Bedeutung behalten und nur einfach gängiger werden, erfahren andere Wörter, die ehemals als eindeutig abwertend empfunden wurden, eine semantische Aufwertung, indem sie z. B. von gesellschaftlichen Gruppen zur Selbstbezeichnung verwendet werden (*Hure*, *schwul*). In anderen Fällen erfolgt eine Aufwertung durch Bedeutungserweiterung, so bei dem bis Ende der 1970er Jahre fast ausschließlich in der Bedeutung ›voll sexueller Begierde‹ verwendete Adjektiv *geil*, das heute nicht nur in der gesprochenen Sprache von Jugendlichen, sondern zunehmend auch in der Schriftsprache, z. B. in Medientexten, in der Bedeutung ›toll, klasse, beeindruckend‹ zu finden ist.

Unter den drei vorstehend erläuterten Aspekten zeigt sich das Deutsche als eine Sprache, in der zwar keineswegs alle varietätenspezifischen Unterschiede weggefallen sind, die Grenzen zwischen den Varietäten aber insgesamt gesehen immer unschärfer werden. Damit soll nicht gesagt sein, dass eine prinzipielle Tendenz zur Nivellierung zu erwarten stünde. Vielmehr handelt es sich um einen Prozess, für den oben mit Bedacht der Ausdruck "Verschiebung im Varietätenspektrum" gewählt wurde. Um eine räumliche Metapher zu verwenden: Es scheint, als ob in diesem Varietätenspektrum die weitgehend vertikale Ausrichtung des Oben und Unten, Besser und Schlechter, die nach heute gängiger Lehrmeinung die Periode des Neuhochdeutschen bestimmt hat, wieder stärker zu einer horizontalen Ausrichtung des Nebeneinander tendiere, wie sie die vorangegangene Epoche des Frühneuhochdeutschen bestimmt hat. Allerdings ist selbstverständlich weder die Varianzbreite noch der Grad dessen, was allgemein akzeptiert wird, auch nur annähernd so groß wie etwa im 15. und 16. Jahrhundert.

Alle genannten Fakten lassen den Eindruck entstehen, dass die deutsche Sprache seit ca. 1950 spezifische Eigenheiten aufweist. Die Unterschiede zur unmittelbar vorangehenden Periode, dem Deutsch der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, sind sowohl in Bezug auf das Sprachsystem als auch auf die soziokulturellen Rahmenbedingungen sicherlich nicht geringer als beispielsweise die zwischen dem späten Frühneuhochdeutschen in der ersten Hälfte und dem frühen Neuhochdeutschen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die Frage stellt sich, ob diese Beobachtung nicht Anlass geben sollte, für das gegenwärtige Deutsch sprachhistorisch gesehen wiederum eine neue Periode anzusetzen, die auch terminologisch deutlich von der davor liegenden (eben derjenigen, die in der Sprachgeschichtsschreibung üblicherweise Neuhochdeutsch genannt wird) zu unterscheiden wäre. Mit Hartmut Schmidt könnte man von "Spätneuhochdeutsch" sprechen.

Zukünftige Entwicklung

Vieles spricht dafür, dass sich die aufgezeigten Tendenzen der Sprachentwicklung nach 1950 im 21. Jahrhundert fortsetzen werden. Die deutsche Sprache ist derzeit und wird vermutlich auch künftig sein: eine Sprache, in der das ausgeprägt vertikale Varietätenspektrum des Neuhochdeutschen mit seinem Verhältnis von oben und unten, besser und schlechter sich wieder stärker auf ein Nebeneinander hin orientiert. Zumal – hier sind die Massenmedien als Multiplikatoren wichtig – immer mehr Menschen aus den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Schichten in vielerlei Hinsicht mitreden wollen und können.

Die gesprochene Sprache wird unter diesem Aspekt künftig eine vermutlich noch weitaus größere Rolle als bisher spielen; ob man allerdings, wenn es um gute Sprache geht, zu einer förmlichen Umkehr des Prinzips "Sprich, wie du schreibst" gelangen wird und es dann statt dessen heißt: "Schreib, wie du sprichst", wird sich zeigen müssen.

Die Differenziertheit der Stilebenen wird vermutlich noch etwas weiter zurückgehen. Hier könnte es allerdings früher oder später zu einer Gegenbewegung kommen. Es ist eher unwahrscheinlich, dass die planierte Sprache die vielschichtigen kommunikativen Bedürfnisse der Sprachgemeinschaft dauerhaft befriedigen kann.

Der englische Einfluss wird weiter zunehmen. Allerdings wird in der Sprachwissenschaft neuerdings die Auffassung geäußert, dass auch dieser Einfluss sprachhistorisch gesehen nicht von größerer Dauer sein wird. Spätestens in hundert bis hundertfünfzig Jahren, so haben sprachstatistische Untersuchungen ergeben, dürfte die derzeit zu beobachtende Anglizismenwelle abgeklungen sein. Das mag einhergehen mit den sich in den nächsten Jahren und Jahrzehnten sicherlich noch verstärkenden Gegenbewegungen gegen die Globalisierung, wie sie in jüngerer Zeit anlässlich der G-8-Gipfeltreffen immer wieder militant in Erscheinung traten.

Was in Zukunft durchaus in Frage steht, ist die internationale, vor allem die europäische Rolle der deutschen Sprache. Neuere Forschungen zeigen, dass das Deutsche in verschiedenen Bereichen, vor allem in der Wissenschaft und in der Wirtschaft, international gesehen seine frühere Bedeutung seit längerem verloren bzw. an das Englische abgetreten hat. Speziell im Kontext der Europäischen Union ist es zwar auf dem Papier eine gleichberechtigte Arbeitssprache, faktisch werden aber nahezu alle Amtshandlungen in französischer, vor allem aber in englischer Sprache vorgenommen. Zwar mehren sich die Stimmen, dass die Rolle des Deutschen in der Welt und in Europa gestärkt werden müsse, und sogar das Bundeskanzleramt erklärt sich in diesem Sinne. Die Taten, die hier folgen müssten, wären aber eine finanzielle Stärkung der Deutsch als Fremdsprache vermittelnden Institutionen, zum Beispiel der Goethe-Institute, nicht, wie bislang, eine Beeinträchtigung ihrer Arbeit durch Einsparungen. Wichtig wären auch Maßnahmen im inländischen Bildungsbereich, z. B. eine Stärkung des Deutschunterrichts. In jedem Fall wäre sicherzustellen, dass Deutsch als Unterrichtssprache vom ersten Schuljahr an problemlos Verwendung kann, was derzeit aufgrund des hohen Anteils nicht Deutsch sprechender Kinder in vielen Schulen kaum noch möglich ist. Inwiefern sich die Politik in den nächsten Jahren dieser Themen annehmen und ihre seinerzeitige Betroffenheit im Zusammenhang der Pisa-Studie in konkrete Maßnahmen umsetzen wird, muss sich zeigen. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben der Germanistik, hier für ein öffentliches Bewusstsein zu arbeiten; es ist demnach eine der Aufgaben der universitären Ausbildung, ein solches Bewusstsein bei der kommenden Generation von Germanistinnen und Germanisten zu schaffen. Ebenso wie ein verständiger Blick in die Zukunft ohne Kenntnis der Vergangenheit nicht möglich ist, kann umgekehrt kein Blick in die Vergangenheit befriedigen, der zukünftige Perspektiven ausblendet.